Sonntags-Beilage des Halle'schen Tageblattes.

Nr. 53. Sonntag, 30. Dezember. **1888**

Zur Geschichte des Jahres.

Von B. Ewald.

Ein jedes Jahr besitzt — wir Alle wissen und fühlen es! — seine eigene Geschichte, sein neues-altes Gefolge von Gaben aller Art, die es den Menschen regelmäßig, wenn auch kaleidoskopisch wechselnd, bringt. —

Doch wunderlich! mag es gebracht haben was immer — das Scheiden fällt doch schwer, wie einem lieben und vertrauten Freunde, mit dem auch Schmerz und nicht nur Freude uns verbindet, ja der Schmerz erscheint fast als ein stärkerer Kitt noch, der uns um so fester bindet.

Und so entschwebt das alte Jahr — Erinnerung wie süßen Veilchenduft zurück uns lassend, um seinem Nachfolger, dem neuen Herrscher, Platz zu machen auf dem Thron des Jahres, damit auch dieser seinen Kreislauf halte, zur uralten Geschichte des Jahres.

Des Jahres Kreislauf! Auch dieser hat seine eigene Geschichte, wie Alles in der Welt. Ja, nicht nur seine innere, auch seine äußere Geschichte, und zwar nicht nur für jedes Einzeln-Leben, jedes Menschenherz, sondern auch für das ganze große Menschengeschlecht im Allgemeinen, wie es schon seit Jahrhunderten auf Erden lacht und weint, glücklich ist und leidet, kämpft und strebt. Schon die äußere Eintheilung des Jahres hat manche Wandlungen erlitten, bis sie das geworden, wie wir es heute kennen und werth halten.

Die Kirche beginnt ihr Jahr bekanntlich im Advent, — im weltlichen Verkehr beginnt seit Einführung des gregorianischen Kalenders (1582, durch Papst Gregor XIII.) das Jahr jetzt überall mit dem 1. Januar.

Doch das war nicht immer so, sondern einst sehr anders! Wurde auch das Jahr seit Karl dem Großen bei allen germanischen Völkern nach christlicher Zeitrechnung gerechnet, so fing es doch zu gar sehr verschiedener Zeit bei den verschiedenen Volksstämmen den Kreislauf an: bei einigen zu Weihnachten, bei anderen zu Ostern oder schon vorher am Charfreitag und Charsamstag; noch andere feierten den Anfang im Frühlingsmonat, am 1. oder 25. März — die wenigsten am 1. Januar.

Ursprünglich, in alter Zeit, theilten, wie alle Naturvölker, auch die germanischen Stämme das Jahr nach dem Wechsel des Mondes ein, bis dann die Zeit der Sonnenwende an dessen Stelle trat, und der höchste wie der tiefste Stand der Sonne die Eintheilung des Jahres bestimmte. So entstanden durch das „Sonnenjahr" zwei gleiche Jahreshälften, die abermals getheilt, zwei weitere Hälften, also die vier Jahreszeiten ergeben. Doch auch das frühere „Mondjahr" wollte sich nicht ganz verdrängen lassen; es lebt noch heute in 12 Monaten des Jahres.

Nach dem Sonnenjahr galt ehedem bei den meisten Stämmen der 24. Dezember, die „Mittwinternacht", als Beginn des neuen Jahres, während die „Sonnenwendnacht" der 24. Juni, bildete. So gab es ursprünglich nur Sommer und Winter, doch schon zur Zeit des Tacitus (54—117 n. Chr.) besaßen die Germanen 3 Jahreszeiten indem sie dem Winter und Sommer noch den Frühling beifügten, bis die Einführung des Weins und Obstes in Alt-Deutschland auch die Jahreszeit der Wein- und Obsternte, den Herbst, dann mit sich brachte. — Uebrigens pflegte man damals noch nicht nach Jahren und Tagen, sondern statt dessen nach Wintern und Nächten zu rechnen, ein Brauch, welcher sich durch den langen Winter des Nordens und die Symbolik, daß die Nacht des Tages Mutter sei, erklärt.

Was nun die Namen der einzelnen Monate und Tage anbelangt, so lehnten dieselben ursprünglich sich sehr sinnreich an Götter und Feste, Wetter und Landwirthschaftliches an, bis die Monats-Benennungen fast überall — ausgenommen in den Niederlanden und in Skandinavien — durch die römischen ersetzt werden, während dagegen die Bezeichnungen für die Wochentage sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Auch die Feste der alten Deutschen — „Hoch- oder Weihzeiten" genannt — standen mit den Naturerscheinungen der verschiedenen Jahreszeiten und deren Wechsel in unzertrennlicher Beziehung. Der Zeitpunkt der beiden Sonnenwenden und der beiden Nachtgleichen bilden im ganzen Alterthum die hauptsächlichsten Feste, von denen als das hervorragendere indessen das Fest der Wintersonnenwende: das „Julfest", betrachtet wurde, welches in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember, der heiligen „Weih- oder Mutternacht", begann, und als das Geburtsfest der Sonne galt und gefeiert ward. — In dieser Zeit, die bis zum 6. Januar, dem „heiligen Licht- oder Oberstag," also 12 Tage, währte, durfte nichts gearbeitet werden, Streit und Waffen mußten ruhen, und überall auf den Straßen und in den Häusern tönte Festjubel und wurde Geselligkeit geübt; der mächtige Weihnachtsblock, der „Julklotz", brannte auf jedem Heerde, denn Niemand wurde in dieser Zeit als Holzdieb bestraft, während in den grün gezierten Hallen, wo als Festmahl der Eber aufgetragen ward, allerlei Lieder zu Preis und Ehr' des Sonnenkindes hell erklangen, die mit Spiel und Räthselfragen wechselten. In der Nacht aber wurde nach dem alten Volksglauben manch ein festlicher und sinnreicher Brauch aus Dankbarkeit und als neue Fürbitte getrieben.

Nicht ganz so festlich ging die alte Feier der Sommersonnenwende vor sich: — auch in jener Zeit brannten aber Jubelfeuer, ward geopfert und gedankt, ebenso, wie auch Frühling und Herbst ihre bestimmten Feste erhielten, so gut als wie der Winter und der Sommer, Feier vom Empfang des Lenzes, und eines großen Herbstfestes zum Dank für die glücklich eingebrachte Ernte.

Als dann das Christenthum seine Einkehr auch bei den alten Deutschen hielt, nahm die Zahl der Feste zu, und der christliche Geist begann sich mit alten Bräuchen zu verschmelzen. Papst Gregor der Große selbst gebot den Verkündigern des Evangeliums Schonung für die dem Volke liebgewordenen Gewohnheiten desselben. So wurden alle Festgebräuche den neuen Festen angepaßt, und blieb das Schöne, Sinnige darin nach Möglichkeit erhalten. — So finden wir in unsern Ostern den Nachhall jenes uralten Frühlingsfestes zu Ehren der aufkeimenden und blühenden Natur, — ebenso wie in dem lieblichen Pfingstfest, das den Empfang des Sommers feiern hilft; so klingt im Johannestag und seinen Feuern das alte Fest der Sommersonnenwende leise nach, so wird noch jetzt das Erntefest im Herbst gefeiert, und die Feier der Mittwinternacht hat sich in's Christfest umgewandelt.

Das Christenthum selbst aber reihte eine frische Blume nach der andern in den alten Festeskranz des Jahres, ihn mit dem Hauch und Geist christlicher Liebe und des Glaubens eng durchflechtend und durchleuchtend, bis eine neue Blüthe nach der andern sich erhob.

So entstanden nach und nach die Festtage zu Ehren Jener, deren heiliger Wandel auf Erden im Gedächtniß glänzte, so entstand auf Grund verschiedener Veranlassung manch' ein Fest in einzelnen Städten oder Ländern, das alljährlich feierlich begangen ward und wird; so entstanden zur Einweihung der Gotteshäuser, in freudigem Dankgefühl dafür, die alljährlich gefeierten Kirchweihfeste, so hat fast jeder Ort seine eigenen Festtage, die ihm im neuen Jahr auf's Neue lieb und werth sind, wie ein alterneuer Freund, der jährlich stets von Neuem wiederkehrt, wenn des Jahres Kreislauf ihn wieder zu uns führt.

Neujahrsfeier in Japan.

Von H. Sundelin.

Während in den großen Städten Japan's seit der Einführung des europäischen Kalenders das Neujahrsfest, wie bei uns, am ersten Januar begangen wird, hat die konservativere Landbevölkerung daran festgehalten, den Beginn des neuen Jahres im Anschluß an den alten Mondkalender erst beim Eintritt des Frühlings zu feiern. Die dabei geübten Gebräuche beziehen sich daher nicht allein auf den Jahreswechsel, sondern auch auf die Wiederkehr des Alles neu belebenden Lenzes und gestalten sich so zu dem größten aller japanischen Feste, das durch einen Sohn des Inselreiches in den „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" eine hochinteressante Darstellung gefunden hat.

Es ist am Abend des letzten Wintertages. Die Häuser sind mit jungen Fichten und immergrünem Bambus geschmückt und ein Strohseil verbindet oben diese zu beiden Seiten der Thür aufgestellten Pflanzenarten, wodurch ein Thor gebildet ist, durch welches das neue Jahr seinen Einzug halten soll. An den herabhängenden Enden des Seils sind allerlei Gegenstände symbolischer Bedeutung angebracht, neben zwei Blätterarten Pomeranzen, Holzkohle, Algen, eine Hummerart u. a. m., von denen der Hummer auf ein hohes Alter, die Alge, japanisch Kobu, auf yorokobu, sich freuen, hinweist. Auch längs der Front des Hauses zieht sich unter der Dachtrause ein Strohseil als Symbol der Einfachheit und Reinheit hin und außerdem schmücken zwei weiße Fähnchen, das Bild der rothen Sonne in der Mitte, jedes Gebäude. Im Innern hängt vor dem in keinem Hause fehlenden kleinen Götterschrein, wie überhaupt vor allen Oertlichkeiten, die einen Schutzgott haben, also vor Herd und Brunnen 2c., ein kurzes, dickes Strohseil in Gestalt eines Vogels oder Schiffs; ferner liegen dort Reiskuchen, geschmückt mit Hummer und den Blättern obiger Pflanzenarten. Alle angefangenen Arbeiten sind beendet, auch die Kaufleute haben ihren Abschluß gemacht, denn es ist Regel, nichts Unvollendetes mit in's neue Jahr hinüberzunehmen, und alsbald beginnt die „Austreibung der bösen Geister". Fast allen Neujahrsgebräuchen der Japaner liegt nämlich der Gedanke zu Grunde, das Unglück des kommenden Jahres abzuwenden, weshalb auch ein großes Gewicht auf gute Omina gelegt wird. An allen Oeffnungen, durch welche die bösen Geister hereinkommen könnten, werden kleine Zweige der Stechpalme mit Sardinenköpfen befestigt. Denn nach dem Volksglauben lockt der Geruch der letzteren die Teufel an, die sich jedoch dann an den Blättern der Palme wund stechen und erschreckt davonlaufen. Die Knaben läßt man bei Anbruch der Nacht geröstete Bohnen streuen, wobei sie ausrufen: „Das Glück herein, die Teufel hinaus!" worauf sie von den wieder aufgehobenen Bohnen je eine mehr essen, als sie Jahre zählen; von diesem Tage an rechnet man sie ein Jahr älter. Hierauf wird der sogenannte Glückstheе getrunken, in den man eine eingesalzene Pflaume, Bohnen, Früchte von Xanthoxylon piperitum 2c. gethan hat. Bohnen werden, mit einigen Geldstücken in Papier gewickelt, auch den Bettlern gegeben, die spät in der Nacht mit dem Rufe kommen: „Ich vertreibe das Unglück" denn es herrscht der Aberglaube, daß die Bohnen das den Menschen treffende Unglück an sich ziehen und auf den Empfänger übertragen. Von 12 Uhr an geben sodann die mächtigen Glocken der bedeutenderen buddhistischen Tempel in Zwischenräumen bis zum Morgen hundertundacht Schläge.

Am Neujahrstage erhebt sich der Japaner beim ersten Morgengrauen, nimmt ein warmes Bad (kalte sind unbekannt) und legt neue Gewänder an. Hierauf findet die Gratulation des Hausherrn und untereinander statt, woran sich das ceremonielle Trinken von süßem Reisschnaps, vermischt mit einer aus den Wurzeln von sechs Pflanzen bereiteten Medizin, schließt. Im Zakusi, dem besten Zimmer des Hauses gruppirt sich die ganze Familie im Kreise auf den weißen Reisstrohmatten, das kleinste Kind erhält den ersten Trunk und der älteste Hausbewohner nimmt den letzten.*) Danach genießt man eine Neujahrsspeise, Thoni genannt, bestehend aus gedämpftem Reis, verschiedenen Gemüsen und getrocknetem Fisch. Nach und nach finden sich dann die Gratulanten ein, um zum neuen Jahre Glück zu wünschen, Näherstehende senden sich auch Neujahrsgeschenke, die aber nicht so kostbar sind, wie die Geschenke zu Ende des Jahres. Kinder erhalten zu jener Zeit von Eltern und Verwandten Kleidungsstücke und Spielsachen geschenkt, Dienstboten auch Geld statt der Kleider, Verwandte schenken sich unter einander einen Lachs und Aehnliches. Zur Anschaffung aller der zu Neujahr nöthigen Dinge werden im letzten Monat an verschiedenen Stellen und zu verschiedenen Zeiten Märkte abgehalten; in Tokio ist der bei dem Tempel der Gottheit Kannon im Stadttheile Asákusa der besuchteste. Hier herrscht schon an gewöhnlichen Tagen reges Leben, da die zahlreichen Beamten des Tempels spekulative Kaufleute, Taschenspieler 2c. hierher ziehen; zu dieser Zeit aber wird jeder kleine Fleck des Tempelbezirks ausgenutzt und man hat Mühe, sich durch das Menschengewühl hindurchzuwinden. Man bietet hier unter lautem Geschrei außer den obengenannten Gegenständen alte Münzen aus Goldpapier, Federbälle und die dazu gehörigen Schlagbölzer für die Mädchen, Bogen und Pfeile, Drachen für die Knaben, Amulette, Bilder der glückbringenden Götter Daikoku und Elisa 2c. feil. — Kaufleute, welche zu allen Kunden kommen, schenken Kleinigkeiten, wie Karten, zu Neujahr; überhaupt ist das persönliche Gratuliren in Japan sehr im Gebrauch. Besonders am ersten Tage des Neujahrsfestes, das sieben Tage lang gefeiert wird, sieht man ein bedeutendes Durcheinander von Gratulanten in den neuesten Kleidern und überall hört man ein vergnügtes „omedeto" — ich gratulire. Doch sendet man sich auch viel Neujahrsbriefe, von denen der nachfolgende als Beispiel diene: „Die Freude über das neue Jahr hat überall auf dem Lande wie in den Städten keine Grenzen. Der Gedanke, daß Sie und Ihre werthe Familie dasselbe wohlbehalten angefangen haben, erfreut mich und bitte ich Sie, sich meinetwegen keine Sorgen zu machen, da auch ich dasselbe bei guter Gesundheit angetreten habe. Indem ich mir erlauben möchte, Ihnen zum neuen Jahre zu gratuliren, richte ich Obiges an Sie; das Andere verschiebe ich auf die längeren Tage."

Den Besuchern wird ein kleines hölzernes Gestell vorgesetzt, das mit Blättern bedeckt ist, worauf eine Menge Reiskörner gestreut sind; eine Pomeranze thront obenauf. Nicht selten legt man statt ihrer und des Reises auch einen schmalen Streifen getrockneten Seerohrs, japanisch awabs, auf das Gestell; man nennt dies nosti. Nach der Begrüßung und Gratulation stellt die Hausfrau das Gestell vor den Gast und nimmt es erst fort, nachdem derselbe seinen von einer tiefen Verbeugung begleiteten Dank dafür ausgesprochen hat. Darauf wird er mit fünf ceremoniellen Speisen und süßem Reisschnaps (sake) bewirthet, von welch' letzterem auch den übrigen Theil des Tages über viel getrunken wird, denn selbst Diejenigen, welche das Getränk sonst verschmähen, erlauben sich heute einige Schälchen. Die Knaben lassen ihre bunten Drachen von der verschiedensten Gestalt auf den Straßen steigen und die Mädchen schlagen mit erregten Gesichtern den Federball in die Luft. Letzterer gilt als ein Zaubermittel gegen die zur Sommerzeit besonders in den niedrigen Gegenden lästigen Mosquitos, denen die Wasserjungfer nachstellt, weshalb der Federball auch die Gestalt einer solchen hat. Das Drachensteigenlassen der Knaben soll nach Ansicht der Aerzte der alten chinesischen Schule die beim Eintritt des Frühlings entstehende innere Hitze der männlichen Jugend mildern. Am Abend folgt ein Kartenspiel und zwar spielen die Erwachsenen das „Liederkartenspiel". Ein japanisches Lied besteht gewöhnlich aus 31 Silben und zerfällt in einen Aufgesang von 17 und einen Abgesang von 14 Silben. Die bekannteste, wenn auch nicht beste Sammlung von Gedichten ist die der „hundert Dichter", die fast jeder Japaner auswendig kann. Das Spiel nun besteht aus zweihundert Karten, von denen hundert mit den Aufgesängen und hundert mit den Abgesängen beschrieben sind. Die gemischten Karten werden dann unter

*) Aehnlich dem „Johannessegentrunk" in Deutschland.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18881230042/fragment/page=0001

die Mitspieler vertheilt und jeder macht einen kleinen Einsatz, worauf man damit beginnt, den Aufgesang einer Karte vorzulesen. Wer den dazu passenden Abgesang hat, gewinnt den Einsatz. Das Kartenspiel der Kinder ist einfacher und treten Sprichwörter an Stelle der Gedichte.

In ähnlicher Weise werden der zweite und dritte Feiertag begangen; am vierten beginnt man wieder zu arbeiten; der siebente aber ist wieder ein allgemeiner Feiertag, an welchem die Bambusstöcke fortgenommen und die obersten Spitzen der Fichten abgeschnitten werden, die man in dasselbe Loch steckt, in dem sich die ganze Fichte befunden hat. Auch itzt man einen mit sieben, am sechsten Festtage mit einer gewissen Feierlichkeit und unter Absingung eines Liedes gesammelten Kräutern gemischten Reisbrei, der als ein Schutzmittel gegen Seuchen gilt.

Kleine Eitelkeiten großer Leute.

Von Dr. Roderich Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„Eitelkeit müssen Sie sich abgewöhnen, wenn Sie ein großer Mann werden wollen!“ Diese Worte läßt Brachvogel in seiner Tragödie „Narziß“ die Marquise von Pompadour zum Minister von Choiseul sagen, ob der Dichter damit so ganz Recht gehabt hat? Im Allgemeinen vielleicht ja, jedoch läßt es sich nicht bestreiten, daß die Wahrheit dieses Ausspruches vielfach durch die Thatsachen widerlegt wird, daß die Geschichte uns mannigfache Beispiele darbietet, daß auch große Menschen nicht ganz frei von Eitelkeit gewesen sind. Wie bekannt ist es, daß Cäsar sich, als ihm wegen seiner Verdienste der Bürgerkranz verliehen wurde, besonders darüber freute, daß er damit seine entstellende Glatze bedecken konnte. Hadrian, einer der besten römischen Kaiser, bildete sich auf seine Kenntnisse als Architekt so viel ein, war gegen Tadel in dieser Beziehung so empfindlich, daß ein Bildhauer, von welchem er vor seinem Regierungsantritt wegen dieses Dilettantismus verspottet worden war, dies später bitter büßen mußte. Cicero, der große Redner, begnügte sich nicht mit dem Ruhm als solcher und wollte durchaus für einen großen Feldherrn gehalten werden. Aber ihm wurde, als er von Cilicien, wo er den Oberbefehl gehabt hatte, nach Rom zurückkehrte und annahm, daß man dort über nichts Anderes als über ihn und seine Thaten spreche, eine bittere Enttäuschung zu Theil. Denn von dem ersten Bekannten, dem er begegnete, wurde er gefragt: „Nun, Cicero, wo hast Du so lange gesteckt?“ Interessant ist eine Anekdote vom alten Fritz und dem Philosophen Mendelssohn, der sich durch eine ungünstige Kritik über des großen Königs Schriften dessen Unwillen zugezogen hatte. Vor den erzürnten Monarchen und Dichter zur Verantwortung geladen, entschuldigte sich der Rezensent geschickt durch den Ausspruch: „Majestät, wer Kegel schiebt, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wieviel Kegel er umgeworfen hat.“ Von Wallenstein, dem großen Feldherrn ist bekannt, wieviel er sich auf seine astrologischen Kenntnisse einbildete. Napoleon I. fröhnte der Eitelkeit im höchsten Maße und er war auf seine Siege nicht minder stolz als auf seinen kleinen Fuß. Nelson, der berühmte englische Admiral, war auf nichts eitler, als auf seine zahlreichen Orden und liebte es, sich damit zu schmücken. Selbst vor der Schlacht von Trafalgar unterließ er es nicht und verschuldete dadurch selbst seinen Tod.

Daß auch Geistliche nicht frei von dem Laster der Eitelkeit sind, beweist das Beispiel des Papstes Pius IX., der für seine Schönheit in hohem Grade eingenommen, sich über nichts mehr freute, als wenn die entzückten Römerinnen hinter ihm laut in die Worte ausbrachen: „Quanto e bello!“ („Wie schön ist er!“) Und Cardinal Wolseley, der hohe englische Prälat und Staatsmann, schrieb, überzeugt von seiner Bedeutung niemals anders als: „Ego et rex meus“ („Ich und mein König“), indem er nicht einmal seinem Herrscher den Vorrang vor seiner Person gönnte. Ja, selbst ein großer Philosoph war nicht erhaben über diese Untugend. Kant, der Verfasser der Kritik der reinen Vernunft, weigerte sich, bei einer Tafel zu erscheinen, weil ein gleichfalls dort anwesender vornehmer Fremder ihm noch nicht den Besuch gemacht hatte, war aber, als jener das Versäumte nachgeholt hatte, voller Freundlichkeit gegen ihn. Daß es auch Frauen in hoher Lebensstellung gab, die nicht frei von Eitelkeit waren, wird dies bei Jemand Staunen erregen? Ein Beispiel für viele! Elisabeth von England, deren segensreiche Regierungszeit man noch lange nachher „die schönen Zeiten von Elisabeth“ nannte, war so eingenommen von ihrer äußeren Gestalt, welche keineswegs dem Ideal der Schönheit nahe kam, daß sie selbst noch als Greisin die gröbsten Schmeicheleien in jener Hinsicht für wahr annahm und den Schmeichlern ihre Gunst zuwandte.

Die hier angeführten Beispiele sollen keinesfalls die Wirkung haben, uns in Bezug auf Eitelkeit nachsichtiger gegen uns selbst zu machen. Der Fehler wurde bei jenen großen Leuten durch ihre sonstigen Verdienste wieder gut gemacht, was bei uns wohl nicht immer der Fall ist und man bedenke: „Quod licet Jovi, non licet bovi!“

„Aus dem Todtentanz zu München.“

Episode von Heinrich Graus.

(Nachdruck verboten.)

Zu den ergreifendsten poetischen Arbeiten Franz Dingelstedt's gehören unstreitig, abgesehen von dem düstern Inhalt, seine Cholerагedichte, bekannter unter dem Titel: „Aus dem Todtentanz zu München.“ Jene entsetzliche Epidemie, von welcher die Isarstadt im Jahre 1854 und gerade zu der Zeit heimgesucht wurde, als dort im Hoftheater die ersten so berühmten „Muster-Vorstellungen“ stattfanden (11. bis 31. Juli), in denen Künstler, wie Anschütz, La Roche, Emil Devrient, Hendrichs, Döring, die Rettich, Heizinger, Luise Neumann, Marie Seebach 2c. vereint wirkten, und welche Tausende von Fremden dahin gezogen, gab die Veranlassung zu diesen Dichtungen.

Ganz besonders wirkt durch rührende Einfachheit die poetische Erzählung vom Schicksale eines jungen Schauspielers, welche, nach Dingelstedt's eigener Mittheilung in der abendlichen Geselligkeit des „Neu-Weimar-Vereins“, auf Wahrheit beruht. Und so sei in diesen Zeilen die einfache Begebenheit erzählt, welche dem Dichter den Stoff gegeben.

Während seiner Leitung des Münchener Hoftheaters erhielt Dingelstedt unter den vielen Bittgesuchen um Engagement auch das eines Anfängers, Fritz Seidel. Obwohl er nun gewöhnlich in seiner bekannten Rücksichtslosigkeit derartige Gesuche unbeachtet und unbeantwortet ließ, so fiel ihm doch der gebildete Styl des jungen Schreibers, seine Begeisterung für die dramatische Kunst und die rührende Liebe für seine hochbetagte Mutter auf, die ihr Schicksal an das des einzigen Kindes geknüpft hatte. Leider war dieser Brief aus einer Ortschaft Bayerns datirt, die ihr Kunstbedürfniß nur durch kleine, reisende Gesellschaften deckte, sogenannte „Schmieren“ — hiermit bezeichnet der technische Ausdruck ein Theaterunternehmen vorletzten Ranges, das des allerletzten nennt man „Meerschweinchen“ — so daß die Königliche Hofbühne denselben nach dem bekannten „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ vornehm ignorirte. — Es war deshalb schon viel, daß Seidels Brief nicht in den Papierkorb wanderte, sondern vom General-Intendanten in ein besonderes Fach seines Schreibtisches gelegt wurde, welches ihn von Zeit zu Zeit wie ein Mene tekel upharsin an seine Sünden erinnerte. — Da erschien eines Tages, nach seiner Rückkehr von einer herbstlichen Gebirgspartie, Paul Heyse bei dem ihm befreundeten Dingelstedt. Bei einer Cigarre plaudernd, erzählte er, daß er auf seinem Ausflug auch einen Kunstgenuß gehabt habe, indem er im Wirthshaus zu Priem einer Theatervorstellung, der Raupach'schen „Genoveva“, beigewohnt. Er, wie sein Begleiter seien, ehrlich gestanden, nur in der Absicht hingegangen, einen „amüsanten“ Abend zu verbringen, allein die ganze Vorstellung habe, abgesehen von der Lokalität und der dürftigen scenischen Ausstattung, jeden schlechten Scherz zurückgehalten und offen ihre laute Anerkennung hervorgerufen. Als die Krone der Aufführung bezeichnete er den Darsteller des „Golo“, Fritz Seidel, einen bildschönen, jungen Mann, mit einem klangvollen, weichen Organ und einem hinreißenden Feuer. Er, wie seine Freunde waren entzückt von diesem wirklichen Talent und Heyse hielt es für seine Pflicht, Dingelstedt darauf aufmerksam zu machen, überzeugt, daß dieser im Stande sei, sich eine besondere künstlerische Kraft heranzubilden.

Der General-Intendant war hierdurch genöthigt, seine Reserve aufzugeben; er nahm Seidels Brief aus dem besonderen Fache des Schreibtisches und befahl dem erstaunten Sekretär, dem jungen Schauspieler nach Priem zu schreiben, daß man zwar augenblicklich von einem Engagement absehen müsse, daß dieses aber in nicht zu ferner Zeit in Aussicht stehe. Einstweilen werde ihn die General-Intendanz „im Auge behalten“, und er möge dieselbe stets von seiner ferneren Thätigkeit in Kenntniß setzen.

Obwohl dies eine der gebräuchlichen Redensarten für solche Fälle war, so wirkte sie doch beglückend auf den jungen Schauspieler, der immer und immer wieder Dingelstedt's Unterschrift mit den kühnen Schnörkeln betrachtete, womit er seinen Namen zu illustriren pflegte.

Heyse nützte indeß dem jungen Manne weit mehr, indem er in einem Münchener Feuilleton die Aufführung der „Genoveva“ in Priem besprach und Fritz Seidel darin in einer Weise auszeichnete, die nothwendig, zumal von solcher Seite auf ihn aufmerksam machen mußte. So finden wir denn ein Jahr später den jungen Künstler, während der Winterfaison 1854, am Stadttheater zu Augsburg für das Fach der jugendlichen Helden und Liebhaber engagirt. Durch eisernen Fleiß und unter großen Entbehrungen, denn er hatte auch seine Mutter zu erhalten, war er endlich an einer Bühne engagirt, die ihm ein schnelleres Vorwärtskommen erleichterte. Leider galt es noch, da das Augsburger Theater mit dem 1. Mai schloß, die verdienstlosen Sommermonate zu überwinden.

Da erhielt Seidel Ende Juni, wo die materielle Bedrängniß am höchsten gestiegen, von Dingelstedt ein großes Schreiben, dem ein dreijähriger, unkündbarer Contract, mit steigender Gage, für das königliche Hof- und National-Theater zu München beigefügt war. — Der Jubel war grenzenlos; der Traum seines Lebens, ein großes Hoftheater, war ihm endlich bescheert, das unstäte Wanderleben hatte ein Ende!

Dingelstedt war während der Saison incognito in Augsburg gewesen, hatte ihn spielen sehen und der feste Contract war das Ergebniß dieser Anwesenheit.

Seidel's Mutter hielt erschreckt den Brief in der Hand; obwohl die Wittwe eines aufgeklärten Landpredigers, war sie doch nicht frei von Aberglauben, das große schwarze Siegel bedeutete in ihren Augen ein Unglück.

Fritz wußte sie indeß durch den Hinweis zu beruhigen, daß der Hof wahrscheinlich Trauer habe.

Zum ersten August hatte der neu creirte Hofschauspieler sein Engagement anzutreten; da indeß dem Contract auch das stipulirte Reisegeld beigefügt war, so beschloß Fritz, schon Mitte Juli in München einzutreffen, um, wenn möglich, noch einer Mustervorstellung beiwohnen zu können.

Nie ist wohl ein junger Künstler hoffnungsfreudiger und lebensfroher in München eingezogen, als Fritz Seidel; dennoch erschien es ihm, als er am späten Abend mit seiner Mutter durch das Isarthor fuhr, als sei die Stadt wie ausgestorben; ein feiner weißer Sand wehte ihnen entgegen, düster und unheimlich brannten die gelblich flackernden Lichter der Gaslaternen, und die wenigen Menschen, welche ihnen begegneten, huschten wie Schatten, sorgsam verhüllt, an den Häusern vorüber.

Der junge Künstler, unverwandt und ausschließlich seinem idealen Ziele zugekehrt, hatte keine Ahnung von dem

„Großen Völkersterben
Im Bayer-Land und Haus“,

welches die Presse bemüht war, so viel wie möglich zu verdecken oder doch zu verkleinern. In einem Gasthofe der inneren Stadt nahmen Mutter und Sohn Quartier. In der Nacht erkrankte Fritz plötzlich. Durch sein heftiges Stöhnen aus dem Schlafe erweckt, trat die Mutter an des Sohnes Lager und bemerkte entsetzt, welche Veränderung mit ihm vorgegangen; die Augen blickten starr und stier, wie abwesend, das Gesicht, leichenblaß, war schmerzlich verzogen und die Lippen bläulich und trocken. Der herbeigerufene Arzt verordnete, fast mechanisch, einige Arzneien und entfernte sich wieder eilig. Er kannte den gewöhnlichen, rapiden Verlauf dieser grauenhaften Krankheit zu gut.

Am Abend saß die alte Mutter, mit wirrem Haar, thränenlos, wie ein Bild aus Stein, an der Leiche ihres Fritz. Wie Moses, hatte auch er das ersehnte Land nur von Ferne gesehen.

Das königliche Hoftheater nahm sich sorglich der alten Frau an, die indeß durch einen glücklichen Wahn ihrer bejammernswerthen Lage entrückt wurde. Wenige Wochen später fand man sie in ihrem Lehnstuhl sitzend, eingenickt zum ewigen Schlaf.

Dingelstedts Dichtung schließt mit den ergreifenden Versen:

„Ob's Eis, ob's Blüthen schneit,
Im Kirchhof ihr begegnen
Kannst du zu jeder Zeit.
Sie hält in ihrem Schooße
Ein welkes Blatt Papier,
Das Siegel drauf, das große,
Das schwarze, zeigt sie dir
Und spricht mit Stolz: „Ich sitze
Hier nicht als Bettlerin:
Da drunten liegt mein Fritze,
Der Hofschauspieler, drin.““

Mannigfaltiges.

Neujahr.

Ich wollt' — das wünsch' ich mir allein —,
Ein Wünschelrüthlein wäre mein,
Dann schlich ich heut' um Mitternacht
Von Thür zur Thüre stumm und sacht
Und schüttete vor jedem Haus
Geheim die schönsten Gaben aus.
Die Schwelle, die in rascher Flucht
Das Glück, und selten nur, besucht:
Derweil die Leute schliefen,
Von Segen sollt' sie triefen.
Doch nur das Heilsame und Gute
Verliehe meine Wünschelruthe:
Dem einsam Seufzenden sein Lieb,
Dem Schwätzer ein Gedankenfieb,
Dem Strebenden ein edles Ziel,
Dem Armen Gold, doch nicht zu viel,
Dem Reichen Milde, Milde, Milde,
Dem Sämann Segen im Gefilde,
Den Schiffern Glück auf Main und Rhein,
Dem Handwerk aller Art Gedeih'n,
Dem Handel Wachsen und Verbreitung
Und Leser jeder braven Zeitung.
Dem edlen Trinker, der versteht,
Welch' Tröpflein durch die Kehle geht,
Vom allerbesten Wein ein Stück.
Den Winzern, was sie brauchen, Glück.
Den Frauen bräuch' ich zahme Zungen,
Den Mägdlein süß und wunderlam,
Wie Röslein eben aufgesprungen,
Den allerschönsten Bräutigam.
Dem grünen Handwerk Waldmanns Heil,
Und jedem Mann das beste Theil:
Gesund an Geist und frisch an Leib
Kein Fegefeuer, nein, ein Weib.
Dem Sünder Lösung von der Schuld,
Den Kranken, daß sie bald genesen,
Und denen, die der Tod erlesen,
Seliges End und Gottes Huld.
Doch halt, geschwätzig Wort, gemach!
Der Stab in meiner Hand ist schwach,
Und Niemand kann ich Glück und Segen
Des Nachts vor seine Thüre legen.
Nur Wünsche gehn aus meinem Mund:
Seid fleißig, fröhlich und gesund!

Wilhelm Müller-Amorbach.

Lösungen aus Nr 52.

1. Silbenaufgabe: Daphne, Adler, Sarah, Hansa, Abaui, Libanon, Laute, Epheu, Sonde, Carlen, Harem, Emu, Trapez, Anton, Gose, Epigenit, Baden, Loge, Augustin, Teifum, Tampico, Gottlob, Riesa, Alpen, Tisane, Ungarn, Lokri, Ilse, Eteokles, Robert.

(Das Hallesche Tageblatt gratuliert seinen Abonnenten zum Neuen Jahre.)

2. Quadrat-Arithmogriph:

```
        n
      g r a n a d a
      l c     r p
      a       h
    r s       e t
    o         t
    r b P r o v i n z a o
    z i e g l e r
        g
```

3. Anagramm: Laumen, Ulanen.

Correspondenz zu Nr. 52.

Geschw. K., W. Schöne, Anton Haring in M. alles richtig. H. Lehmann, Ewald Reiche, G. H. 2 und 3 richt., Louis G., Anna R., F. Witzing, M. S. 3 richtig. G. Dreyhaupt, Lösung aus Nr. 51 richtig.

Verantwortlich Julius Munckelt. — Plötz'sche Buchdruckerei (R. Nietschmann) in Halle.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18881230042/fragment/page=0002

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18881230042/fragment/page=0003

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18881230042/fragment/page=0004